

Flexion und Derivation – oder: Modifikation?

Im Rahmen des vorliegenden Beitrages wird die Absicht verfolgt, einen Versuch zu unternehmen, der darauf abzielt, die Bildungsmechanismen Flexion und Derivation in Augenschein zu nehmen und der Frage nachzugehen bzw. zu untersuchen und zu prüfen, ob und inwieweit es sich rechtfertigen lässt, morphologische Gebilde als Produkte unterschiedlicher Bildungsprozesse zu veranschlagen und damit eine deutlich erkenn- und spürbare Trennlinie zwischen Flexion und Derivation zu ziehen und die Spaltung bzw. Aufgliederung von Erzeugnissen, die im Zuge der Veränderung von Stämmen bzw. Grundformen durch Anfügung von Affixen hervorgebracht werden, in zwei verschiedene Lager als solche aufrechtzuerhalten und zu zementieren. Um zu diesem frühen Zeitpunkt bereits vorzugreifen und das Wichtigste vorwegzunehmen: Im Laufe der folgenden Ausführungen und Überlegungen soll danach getrachtet werden, den Nachweis dafür zu erbringen, dass sich die Ergebnisse, die Affigierung zeitigt, nicht auf voneinander geschiedene Bildungsmechanismen, also auf Derivation einerseits und Flexion andererseits, verteilen, sondern in einmal Wort bildender und einmal Formen bildender Modifikation aufgehen. Doch bevor ich zur Tat schreite, meinen Gedankengang entwickle und meine Entscheidung, warum ich es für angebracht halte, auf die Differenzierung zwischen Flexion und Derivation zu verzichten und beide zu Modifikation zusammenzufassen und unter diesem Terminus zu vereinen, argumentativ zu belegen und zu begründen, sei es mir gestattet, zunächst weiter auszuholen und die bislang auf diesem Gebiet vertretene Auffassung, bei der eben von der These ausgegangen wird, wonach Bildungen grundsätzlich in Flexion und Derivation zerfallen, darzulegen und zu schildern, was die Verfechter des traditionellen Ansatzes unter Flexion und Derivation verstehen und wie sie beide von- und gegeneinander abgrenzen.

So sieht LEWANDOWSKI (1994) unter Berufung auf KERN/ZUTT (1977) in der Ableitung zugleich „Prozeß (Derivation) und Resultat (Derivat) der Bildung neuer Wörter aus vorhandenen“ (ibidem, S. 21), womit er inhaltlich an GREBE (1973) anknüpft, wobei dieser

lediglich einer anderen Formulierung Vorzug einräumt, indem er in seine Definition noch die – dann als Derivative – fungierenden Morpheme einbindet, wenn er die Ableitung als „ein Wort, das aus einem anderen Wort mit Hilfe eines Präfixes oder Suffixes gebildet worden ist“ (ibidem, S. 345), festlegt. Im Unterschied dazu versteht LEWANDOWSKI (1994) gestützt auf ERBEN (1993), FLEISCHER (1975), KÜHNHOLD/WELLMANN (1973) und HENZEN (1965) unter Flexion eine „Wortabänderung“, „die Bildung grammatischer Formen eines Wortes“ (ibidem, S. 306). GLÜCK (1993) wiederum lässt die Ableitung zu einem „der Haupttypen der Wortbildung“ aufsteigen (ibidem, S. 5), und stellt sie in dieser Eigenschaft – nämlich als Mittel, das zur Bildung von Wörtern dient -, der auf die Bildung von Wortformen ausgerichteten Flexion als „definierendes Charakteristikum flektierender Sprachen, in denen die Lexeme der <großen> Wortklassen (...) je nach ihrer paradigmatis[ischen] Funktion im Satz unterschiedl[ischer] morpholog[ischer] Abwandlung unterworfen sind“ (ibidem, S. 188), entgegen.

VOLMERT (1995: 103) fordert seinerseits unter Verweis auf FLEISCHER/BARZ (1992: 3 ff.) und NAUMANN (1986), die Flexion von der Wortbildung und Wortschöpfung abzuheben, da mit der Flexion die Bildung von Wortformen, d.h. von „grammatischen Wörtern“ anvisiert werde. VATER (2002) spricht im Zusammenhang mit Derivation von der „Produktion eines lexikalischen Wortes aus einem bestehenden mit Hilfe von Derivationsaffixen (Derivativen)“ (ibidem, S. 82), während sich die Flexion in der „Bildung eines flexivischen Wortes aus einem lexikalischen Wort“ (ibidem, S. 67) ergebe. Und LÜHR (1993) schließlich, um das Bild abzurunden, richtet den Blick auf die den jeweiligen Erscheinungen zugrunde liegenden sprachwissenschaftlichen Disziplinen und lagert die Definition von Flexion und Derivation in den Rahmen der Flexions- und Derivationslehre ein, wenn sie schreibt (ibidem, S. 131): „Flexionslehre und Derivationslehre unterscheiden sich (...) auf folgende Weise: In der Flexionslehre werden die Formen der Wörter beschrieben. Dagegen untersucht die Wortbildungslehre, wie aus vorhandenen sprachlichen Mitteln neue Wörter hervorgehen (...)“.

Resümieren wir: Unter bildungstechnischem Aspekt betrachtet lässt sich alles auf die einfache Formel bringen, wonach die Derivation Wörter hervorbringt und damit ein ausschließlich lexikalisches Bildungsinstrument darstellt, während der Flexion Formen (von Wörtern) entspringen, die Flexion also auf den Bereich der Grammatik beschränkt ist und einzig und allein dazu dient, grammatische Einheiten zu schaffen. Hieraus lässt sich schlussfolgern, dass sich die Grenze zwischen Derivation und Flexion mit der Grenze zwischen – derivativischer – Lexikalität und – flexivischer – Grammatikalität deckt: Was

Grammatik von Lexik scheidet, sind die – grammatischen - Formen und die – nicht-grammatischen – Wörter. Damit kommt den Bezeichnungen „Wort“ und „Form“ eine gewisse Schlüsselrolle zu: Grammatik wird mit Formen identifiziert – um nicht zu sagen: auf Formen reduziert und einengt -, wobei sich diese auf den Bildungsmechanismus der Flexion zurückführen lassen, wogegen alle übrigen generierten sprachlichen Einheiten, also diejenigen, die kein grammatisches – genauer: kein flexivisches - Gepräge aufweisen, als Wörter anzusehen sind, wobei diese wiederum ihrerseits aus dem Bildungsmechanismus der Derivation hervorgehen und ihm ihre Existenz verdanken. Um es noch einmal in aller Deutlichkeit auf den Punkt zu bringen und die Prozesshaftigkeit, die sich hinter den beiden besagten Bildungsmechanismen verbirgt, in den Vordergrund zu rücken: Hängt man an eine Ausgangseinheit ein Affix an, das ein neues Wort zu Tage fördert, dann deriviert man und bereichert gleichzeitig die Lexik, während man dann, wenn man eine Grundform um ein Affix erweitert, das die Entstehung einer Form eines Wortes bewirkt, flektiert und im gleichen Zuge grammatisches Terrain betritt.

Verweilen wir fürs Erste beim Thema Grammatikalität und Lexikalität und werfen wir einen Blick auf andere Bestrebungen als jene soeben angedeutete, die darauf ausgerichtet ist, bei der Suche nach dem geeigneten Kriterium, das bei der Grenzmarkierung zwischen beiden Bereichen den Ausschlag gibt, die Morphologie heranzuziehen, indem man danach strebt, die Frage, ob eine Bildung den Anspruch auf Grammatikalität erheben kann oder sich mit dem Status der Lexikalität abfinden muss, an der Art des Zustandekommens der entsprechenden Bildungen aufzuhängen.

So ist etwa, sofern man den Anhängern des klassischen Strukturalismus Glauben schenken mag, der Maßstab, der beim Befinden darüber, ob man eine aus morphologischer Bildung erwachsene sprachliche Erscheinung als grammatisch einstufen soll oder nicht, anzulegen ist, deren Obligatheit. Genau diese Einstellung verkörpert beispielsweise MENDE (1999), wenn sie in Anlehnung an BONDARKO (1995: 31) und LEHMANN (1997: 144), wobei sie lediglich terminologisch ausschert und eine etwas andere Richtung einschlägt, indem sie von der traditionell üblichen Bezeichnung „Grammatikalität“ abrückt, um auf die Bezeichnung „Grammatizität“ auszuweichen, feststellt (ibidem, S. 294): „Das stichhaltigste Kriterium für die Grammatizität einer Kategorie ist das Kriterium der Obligatheit. [...] Nach diesem Kriterium ist eine Opposition dann grammatisch, wenn die Wortart, an deren Vertreter die Opposition gebunden ist, obligatorisch eines der Glieder der Opposition zum Ausdruck bringen muss. Anders formuliert ist sie dann grammatisch, wenn eine grammatische

Wortform einer entsprechenden Wortart zugleich auch immer die Zugehörigkeit zu einer oder anderen Subkategorien signalisiert“.

In die gleiche Kerbe schlägt LEHMANN (2002: 12), wenn er im Einklang mit PLUNGIAN (2000: 16) an eine sprachliche Kategorie so lange das Etikett der Grammatikalität heftet, solange gewährleistet ist, die Sprecher der betreffenden Sprache es sich nicht aussuchen können, ob sie sie beim konkreten Sprechakt spezifizieren oder nicht, also sich nicht auf eine neutrale Form zurückziehen können, sondern keine Wahl haben und gezwungen sind, sie zu bedienen.

LEHMANN (2003) beschreitet einen etwas anderen Weg, indem er dafür wirbt und plädiert, das Kriterium der Obligatheit aufzugeben und es durch das der Prädizierbarkeit, also der Voraussagbarkeit, zu ersetzen, was auf die These hinausläuft, wonach der Grammatik alle Funktionskategorien zuzuschlagen sind, „die solche Funktionen von Wortformen und Kombinationen von Wortformen enthalten, die aufgrund einer allgemeinen Regel für beliebige Wörter einer Wortart und für Kombinationen von Wortarten vorausgesagt werden können“ (ibidem, S. 147 f.).

Zu den beiden beschriebenen Kriterien der Obligatheit und der Prädizierbarkeit gesellt sich nun noch ein drittes Kriterium hinzu, wobei dieses insbesondere von EISENBERG (2004: 212), aber darüber hinaus auch von PLANK (1981: 8 ff.), DRESSLER (1989) und WURZEL (1996) bezogen speziell aufs Deutsche und BOOIJ (2000) und HASPELMATH (2002) im Allgemeinen beschworen wird, nämlich das der Regularität, der Regelmäßigkeit der Bildung.

Lassen wir es bei diesem knappen Überblick über den Forschungsstand in Sachen Grammatikalität bewenden und wenden wir uns der Frage zu: Wie ist es um die angeführten Parameter bestellt, wie lassen sich Obligatheit, Prädizierbarkeit und Regularität als Gradmesser für Grammatikalität bewerten?

Das Merkmal der Obligatheit klingt beim ersten Hinsehen einleuchtend und scheint den Nagel genau auf den Kopf zu treffen. Schaut man jedoch genauer hin, dann stellt sich heraus, dass dieses Merkmal der Sache nicht ganz gerecht wird, wenn man bedenkt, dass es nur in den Fällen greift, in denen wir es mit Kategorien zu tun haben, die in Subkategorien aufgehen, dass es also an die Bedingung geknüpft ist, dass Oppositionen aufgebaut werden, die sich so verhalten, dass die morphologisch markierten und damit erzeugten Einheiten zu den morphologisch unmarkierten Ausgangseinheiten in Gegensatz treten. Damit das Merkmal der Obligatheit nicht ins Leere schlägt und scheitert, muss sichergestellt sein, dass Subkategorien vorhanden sind, auf die sich die Vertreter der Wortart, die der betreffenden

Kategorie unterliegt, geschlossen verteilen. Diese Voraussetzung erfüllen etwa die Kategorien Kasus und Numerus: Man kann in einen konkreten Sprechakt kein Nomen einfließen lassen, ohne es im Hinblick auf Kasus und Numerus zu spezifizieren, d.h. jedes Nomen erfordert zwingend eine Numerus- und Kasusspezifizierung, verlangt die Zuteilung zu einer der Subkategorien und begegnet entweder im Singular oder im Plural sowie entweder im Nominativ, Genitiv, Dativ oder Akkusativ. Aber wie liegen die Dinge bei Kategorien wie Komparativ oder Partizip? Hier fehlen die Subkategorien, denn weder der Komparativ noch das Partizip sind Bestandteil einer morphologischen Opposition, und deshalb versagt an dieser Stelle das Kriterium der Obligatheit: Ein Sprecher sieht sich nicht der Situation ausgesetzt, dass er bei der Verwendung eines Adjektivs oder Verbs eine Spezifizierung hinsichtlich übergeordneter Kategorien vollziehen müsste, die sich aus untergeordneten Kategorien zusammensetzen, zu denen dann u.a. der Komparativ und das Partizip zählen. Mit anderen Worten: Weder der Komparativ noch das Partizip sind als eine von zwei oder mehreren Optionen anzusehen, die ein Sprecher bei der Gestaltung seines Sprechakts auswählen müsste, da sie im Gegensatz etwa zu Singular und Plural kein morphologisches Pendant besitzen.

Was die beiden verbliebenen Merkmale – das der Prädizierbarkeit und das der Regularität – angeht, so wären zunächst Zweifel an deren jeweiliger Eigenständigkeit anzumelden, denn sie schließen sich gegenseitig ein: Wenn sich eine Bildung für eine bestimmte Wortart voraussagen lässt, dann bedeutet dies, dass die Bildung regelmäßig verlaufen muss, da sie alle Teilnehmer an der betreffenden Wortart überstreicht und abdeckt, und umgekehrt lässt sich aus dem Umstand, dass eine Bildung regelmäßig in Erscheinung tritt, unweigerlich die Folgerung ableiten, dass sich diese Bildung als für alle betroffenen Vertreter der jeweiligen Wortart voraussagbar ansetzen lässt. Zwar lässt sich nicht leugnen, dass Grammatikalität auf Prädizierbarkeit und Regularität angewiesen ist, doch ändert dies nichts an der Tatsache, dass sich Grammatikalität nicht in Prädizierbarkeit und Regularität erschöpft, anders formuliert: Prädizierbarkeit und Regularität sind zwar notwendige, aber für sich alleine genommen noch keine hinreichenden Bedingungen für Grammatikalität. Um sich hiervon zu überzeugen, genügt es, sich die Ordinalzahlen in ihrem Verhältnis zu den Kardinalzahlen vor Augen zu führen. Niemandem würde auch nur einen Augenblick zögern, um der Behauptung zuzustimmen, dass die Bildung von Ordinalzahlen von Kardinalzahlen vorausgesagt werden kann und regelmäßig von Statten geht, sodass dem Gebot der Prädizierbarkeit und Regularität in vollem Umfang Rechnung getragen und Genüge geleistet wäre, und dennoch würde es niemandem einfallen, aufgrund dieser Tatsache die Ordinalzahlen zu grammatischen Bildungen abzustempeln, was bewirkt, dass auch die

Parameter der Präzisierung und Regularität als oberste Instanzen, die über die Grammatikalität von sprachlichen Bildungen zuverlässig Aufschluss erteilen, ausscheiden.

Bleibe noch eine Aufgabe übrig, die es in diesem Zusammenhang wahrzunehmen und zu bewältigen gilt, nämlich die, die darin besteht, das morphologische Kriterium auf seine Tauglichkeit und Fähigkeit, in Sachen Grenzziehung zwischen Grammatikalität und Lexikalität für die nötige Aufklärung zu sorgen, abzuklopfen, womit ich gleichzeitig den Bogen zurück zur eigentlichen Thematik des Aufsatzes spanne. Um zu ermitteln und zu ergründen, ob einerseits Wortbildung automatisch und ausschließlich in Lexikalität mündet und sich andererseits Grammatikalität einzig in Formenbildung niederschlägt, ist es notwendig, Wörter und Formen einander gegenüber zu stellen, miteinander zu vergleichen und zu erkunden, welche Wesensmerkmale sie jeweils ausmachen und voneinander abheben. Wie ich in SCHWENK (2008: 12 f.) unter Berufung auf VATER (2002: 62) ausgeführt habe, differieren Wörter und Formen neben der Fähigkeit zur Paradigmenbildung, die bei ersteren ausgeprägt ist und bei letzteren fehlt, zusätzlich noch im Hinblick auf die Richtung, in der ihre Bildung weist, des Auftretens und des Bezugs zum Sprechakt voneinander: Wortbildung bewegt sich auf der Horizontalen, Wörter zeichnen sich durch Selbständigkeit im Auftreten aus und sind frei von jedweder Kontextgebundenheit, wogegen Formenbildung vertikal angelegt ist, Formen der Autonomie entbehren und stets auf die Einbettung in ein entsprechendes kontextuelles Umfeld angewiesen sind, d.h. der Einbindung in ein konkretes sprachliches Ereignis bedürfen.

Gehen wir nun einen Schritt weiter und wenden den soeben für Wörter und Formen aufgestellten Kriterienkatalog auf Kategorien wie Komparativ und Partizip an, auf Kategorien, die nach traditioneller Auffassung – und zu Recht – fest als innerhalb der Grammatik verankert und damit als grammatische Bildungen eingestuft werden. Tut man dies, dann kommt man nicht um die Erkenntnis herum, dass auf beide Kategorien all jene Merkmale zutreffen, die Wörter charakterisieren, womit aber offensichtlich an ihrer Grammatikalität in keiner Weise gerüttelt, ihre Zugehörigkeit zum Bereich der Grammatik nicht angetastet wird. Bereits VATER (2002: 76) konstatiert in Anlehnung an MATTHEWS (1974: 37 ff.) und BHATT (1991: 25) „Überlappungsbereiche zwischen Flexion und Wortbildung, speziell Derivation [...], z.B. Komparation der Adjektive und Partizipbildung der Verben“ und hegt Vorbehalte gegen die flexivische Beschaffenheit der genannten Kategorien, indem er zu dem Schluss gelangt (ibidem): „Komparative und Partizipien des Präsens und Perfekts sind offenbar eher als Derivate und nicht, wie traditionell üblich, als Flexionsformen anzusehen“. Unterstützung erfährt er dabei von VOLMERT (1995: 103), der

ins gleiche Horn stößt, indem er feststellt, dass „nicht in allen Fällen [...] die Abgrenzung von Flexion und Wortbildung unstrittig [ist]“, und sich dabei ebenfalls auf die Komparation und die Partizipbildung versteift und diese als „Grenzfälle“ einschätzt, wenn er schreibt(ibidem): „Beide Erscheinungen werden in vielen Grammatiken der Flexion zugerechnet, sie lassen sich aber auch als Wortbildungsergebnisse auffassen“.

So sehr man beiden Autoren dafür Lob zollen und Beifall spenden muss, dass sie die Diskussion um Wortbildung und ihre Verzahnung mit Lexikalität anregen und damit dazu beitragen, die bisherigen Verhältnisse ins Wanken zu bringen, so sehr muss man sie dafür tadeln, dass sie es an der notwendigen Konsequenz vermissen lassen und ihnen vorwerfen, dass sie sich nicht zu einem klaren Urteil durchringen können, was auf einen gewissen Grad der Verunsicherung hinzudeuten scheint. Während sich VATER offensichtlich davor scheut, sich von der traditionellen Sichtweise, wonach Komparative und Partizipien grammatische Phänomene darstellen, zu verabschieden, indem er lediglich die Vermutung äußert, dass es sich bei den besagten Kategorien eher um Derivate handelt, also es vermeidet, Klartext zu reden und einen klaren Standpunkt einzunehmen, scheint es VOLMERT vor allem darauf abgesehen zu haben, nirgends anzuecken, denn wie sonst ist es zu erklären, dass er eine eindeutige Festlegung umgeht und sich stattdessen auf eine Kompromissformel einlässt, die darauf hinausläuft, dass Komparative und Partizipien ebenso gut in Flexivität wie in Derivatheit gründen. Dabei sieht es ganz danach aus, dass er sich der Tragweite und der Auswirkungen seiner Einschätzung nicht ganz bewusst ist, denn damit stellt er zugleich die Behauptung auf, dass es sprachliche Bildungen gibt, die in Abhängigkeit vom Betrachterstandpunkt sowohl als Wörter als auch als Formen aufgefasst, also sowohl grammatische als auch lexikalisch interpretiert werden können, dass die Entscheidung der Frage, ob bestimmte Bildungen grammatisch oder lexikalisch geartet sind, im subjektiven Ermessen des Betrachters liegt. Und dieser Ansicht kann man nur eine klare Absage erteilen!

Halten wir uns nun noch ein wenig bei den Kategorien Komparativ und Partizip auf und ergänzen diese durch die Kategorie des Numerus, konkret der Pluralbildung, die von VATER (2002: 67) in die flexivischen Bildungen eingereiht wird, wenn er behauptet, dass etwa bei *Häusern* zwei Flexive aufeinander prallen, wobei er entweder vollkommen übersieht oder einfach darüber hinwegtäuschen will, dass ein Flexiv dann, wenn es als Endungsmorphem auftritt und ein Wort abschließt, kein weiteres Flexiv nach sich duldet, was beweist, dass das Pluralsuffix *-er* demnach zwangsläufig ein Derivat sein muss, obwohl der Plural ebenso wie der Komparativ und das Partizip alle an Wortbildung gestellten Auflagen erfüllt. Mit Blick auf Kategorien wie Komparativ, Partizip und Plural ergeben sich also zwei

Möglichkeiten: Entweder beharrt man weiterhin auf der gewohnten Auffassung, wonach Wörter einzig lexikalische und niemals grammatische Einheiten darstellen – dann muss man Komparativ, Partizip und Plural, nachdem wir sie gerade eindeutig als Wörter entlarvt haben, aus dem Bereich der Grammatik tunlichst heraushalten und in den Bereich der Lexik überführen, oder man pocht nach wie vor auf den grammatischen Status der Kategorien – dann muss man ein Umdenken einleiten und zugestehen, dass die Grenze zwischen Wortbildung und Formenbildung nicht die Grenze zwischen Grammatikalität und Lexikalität überlagert, dass sich grammatische Einheiten nicht bloß aus Formen rekrutieren und zusammensetzen, dass Grammatikalität nicht ausschließlich aus der Quelle der Flexion schöpft und dass sich im Gegenzug Wortbildung nicht auf den Bereich der Lexikalität beschränkt, sondern sich von dort ausdehnt, um auch in den Bereich der Grammatik vorzudringen und sich dort auszubreiten.

Wägt man die beiden zur Wahl gestellten Optionen gegeneinander ab, denn kann man nur für letztere votieren. Nein, bei der Beurteilung, ob man es bei sprachlichen Bildungen mit grammatischen oder lexikalischen Erscheinungen zu tun hat, sticht auch die morphologische Karte nicht – wie ich bereits mehrfach und dabei insbesondere in SCHWENK (2010) gezeigt habe, ist ganz anderes Kriterium ausschlaggebend und entscheidend. Damit man eine Bildung als grammatisch ausweisen kann, muss gewährleistet sein, dass sie dem Gebot der semantischen Identität gehorcht, dass sich Grundform und Bildung auf ein und denselben Sachverhalt beziehen, also inhaltlich nicht voneinander abweichen. Anders gesagt: Formenbildungen wie Tempus und Kasus sind nicht deshalb grammatisch, weil sie flexivisch erzeugt werden, sondern deshalb, weil die Bildungen nicht in die Semantik der Grundformen eingreifen und diese abwandeln, und auf der Gegenseite sind Bildungen wie die weiter oben bereits kurz erwähnten Ordinalzahlen nicht deshalb lexikalisch, weil sie auf dem Wege der Derivation zustande gebracht werden, also Wortbildungen sind, sondern deshalb, weil sie eben gegen das Gebot der semantischen Identität verstoßen und im Gegensatz zu den Kardinalzahlen, von denen sie abgeleitet sind, auf andere Inhalte referieren. Bildungen wie Komparativ, Partizip und Plural sind grammatischer Natur, weil bei ihnen das Gebot der semantischen Identität gewahrt bleibt: Ein Partizip wie *gemacht* bedeutet dann, wenn es der Wortart Verb angehört und als Hilfsinstrument eingesetzt wird, das dazu dient, die zusammengesetzten Zeiten zu bilden, absolut das Gleiche wie die Grundform *machen*, und im Falle von Komparativ und Plural ist die Situation so beschaffen, dass sie zwar eine Bedeutungserweiterung gegenüber dem Positiv und dem Singular einbringen, diese aber rein quantitativ ausschlägt, also keine neuen semantischen Entitäten schafft.

Damit hätten wir die Dinge in einem ganz wesentlichen Punkt entsprechend zurechtgerückt, indem wir die Wortbildung aus ihrer Fixiertheit auf Lexikalität herausgelöst und klargestellt haben, dass Formen stets grammatisch, Wörter im Sinne von Wortbildungen dagegen sowohl grammatisch als auch lexikalisch gestrickt sein können, je nachdem, ob sie das Gebot der semantischen Identität, der inhaltlichen Gleichheit zu den Grundformen verletzen. Nachdem unsere Überlegungen nun schon so weit fortgeschritten und gediehen sind, ist jetzt endlich die Zeit reif, die Brücke zurück zur Einführung zu schlagen und den letzten und entscheidenden Schritt zu wagen, indem wir noch tiefer in die Materie eindringen und uns dem annähern, was im Vorspann zu dem vorliegenden Beitrag angekündigt wurde, nämlich das Verhältnis, das morphologische Gebilde zu denen ihnen zugrunde liegenden und sie generierenden Prozessen, also morphologische Handlungen und ihre Resultate, miteinander eingehen und zueinander unterhalten, gezielt anzusteuern und ihm genau auf den Zahn zu fühlen.

Wenn man sich aufs Deutsche stützt und sich dort Wörter und Formen vor Augen führt und sie miteinander vergleicht, dann stellt man fest, dass diese niemals die gleiche morphologische Gestalt annehmen, dass Wörter niemals zugleich Formen und vice versa Formen niemals zugleich Wörter sind. Betrachtet man etwa das deutsche Verb *holen* und bildet zu diesem das Präteritum *holte* und das Partizip Perfekt *geholt*, also einmal eine Form, das Präteritum, und einmal ein – grammatisches – Wort, das Partizip Perfekt, dann fällt sofort auf, dass sich die Form und das Wort morphologisch voneinander unterscheiden, sodass sich geradezu der Gedanke aufdrängt, hinter beiden Gebilden verschiedene Arten von Bildungsmechanismen zu vermuten, und man sich aufgrund dessen veranlasst sieht, aus der Unterschiedlichkeit der Produkte auf die Unterschiedlichkeit der sie erzeugenden Prozesse zu schließen und der Unterschiedlichkeit der Prozesse terminologisch gebührend Rechnung zu tragen, indem man ihnen verschiedene Bezeichnungen verleiht und dabei den, der zur Bildung einer Form, hier des Präteritums, führt, Flexion tauft und den, der die Bildung eines Wortes, hier des Partizips, hervorruft, unter dem Namen Derivation ablegt.

Aber, so logisch und konsequent diese Denkweise auch immer klingen mag, der Schein trügt: Dadurch, dass Formen und Wörter im Deutschen stets morphologisch auseinander klaffen, wird lediglich der Eindruck, um nicht zu sagen der Anschein erweckt, als wurzelten Formen und Wörter in unterschiedlichen Bildungsaktivitäten. Mit anderen Worten: Der Schluss von der Unterschiedlichkeit der Produkte auf die Unterschiedlichkeit der Prozesse ist ein Trugschluss, der lediglich durch die im Deutschen zu beobachtende Besonderheit begünstigt wird, dass dort Formen und Wörter grundsätzlich ein verschiedenes

morphologisches Gepräge aufweisen, sich niemals morphologisch überlagern und überlappen. In Wirklichkeit haben wir es nicht mit zwei unterschiedlichen Arten morphologischen Handelns zu tun, sondern es liegt in beiden Fällen, d.h. sowohl im Falle der Bildung der Form des Präteritums als auch im Falle der Bildung des Wortes des Partizips ein und dieselbe Art morphologischer Handlung vor, nämlich die Handlung des Anfügens von Morphemen an Ausgangseinheiten, mit der Einschränkung, dass die Morpheme, die die Form bilden, von den Morphemen, die das Wort bilden, morphologisch voneinander abweichen, was aber nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass hüben wie drüben auf die gleiche Weise vorgegangen wird, sodass lediglich die Gestalt der Morpheme, nicht jedoch die Handlung ihres Anfügens an die jeweiligen Grundeinheiten voneinander differieren. Es wird nicht in dem einen Fall deriviert und im anderen Fall flektiert, sondern überall lediglich modifiziert, und zwar einmal formenbildend und einmal wortbildend, wobei die Modifikation bedingt durch die Verschiedenheit des Materials, das sie bewirkt, der Morpheme, morphologisch unterschiedlich ausschlägt. Bildlich ausgedrückt: Aus der Unterschiedlichkeit der Bausteine, die sich zu zwei verschiedenen Konstrukten, einmal Formen und einmal Wörter, zusammenfügen, kann nicht die Unterschiedlichkeit des Bauens gefolgert werden.

Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur über den eng gesteckten Rahmen des Deutschen hinauszugehen, um etwa aufs Englische überzuwechseln und dort das Augenmerk auf das als Gegenstück zu dem deutschen *holen* fungierende Verb *fetch* zu richten. Spätestens an dieser Stelle wird man einsehen müssen, dass sich die These, wonach morphologische Veränderungen, die an Ausgangseinheiten durch Anfügung von Morphemen vorgenommen werden, auf zwei verschiedene Arten, Derivation und Flexion, verlaufen, nicht bewahrheitet und aufrechterhalten lässt. Hängt man an den Infinitiv die Endung *-ed* an, verwandelt man also *fetch* in *fetch-ed*, dann entstehen zwei verschiedene Produkte, und zwar einmal eine Form das Präteritum, und einmal ein – grammatisches – Wort, das Partizip, wobei beide bedingt durch die Tatsache, dass im Englischen im Gegensatz zum Deutschen Wörter und Formen nicht immer auseinander laufen, morphologisch gleichauf liegen, sodass man sich dann, wenn man an der These der Verschiedenheit der zu Wörtern und Formen führenden Prozesse festhalten wollte, nun vor einem unlösbaren Problem stünde, denn man wüsste nicht zu entscheiden, ob die Handlung des Anfügens des Endungsmorphems *-ed* an die Ausgangsform des Verbs auf Derivation oder Flexion beruht, ob die Handlung des Zusatzes des verändernden Morphems *-ed* an den Stamm derivierend oder flektierend zu Buche schlägt. Da hier nur eine einzelne Handlung vollführt wird, nämlich die Hinzufügung eines Suffixes an einen Stamm, lässt sich schwerlich von zwei verschiedenen Arten von Handlungen

ausgehen, und davon zu sprechen, dass sich hier Derivation und Flexion vereinen, dass sowohl das eine als auch das andere gegeben ist, verbietet sich ebenfalls und erst recht, weil Derivation und Flexion zwei verschiedene Arten morphologischen Handelns bedeuten, es also ausgeschlossen ist, dass man bei der Ausführung einer einzelnen morphologischen Handlung sowohl deriviert als auch flektiert, sodass das Einzige, was man hier feststellen kann, ist, dass modifizierend verfahren wird, weiter nichts, wobei die Modifikation lediglich dahingehend zu präzisieren wäre, dass sie sowohl in eine Form, das Präteritum, als auch ein Wort, das Partizip, mündet.

Ich schlage also vor, die Bezeichnungen „Flexion“ und „Derivation“ aufzugeben und durch die Bezeichnung Modifikation zu ersetzen. Die Tätigkeit des Anfügens eines Morphems an eine beliebige Ausgangsform ist als das zu bezeichnen, was sie eigentlich ist, nämlich Veränderung, d.h. Modifikation. Wenn sprachlichen Grundeinheiten Morpheme zugegeben werden, dann wird weder flektiert, noch deriviert, sondern lediglich modifiziert, wobei die Modifikation entweder Formen von Wörtern oder neue Wörter hervorbringt, sich also entweder formen- oder wortbildend auswirkt. Wohl gemerkt: Die Bausteine – konkret: die Morpheme -, aus denen Konstrukte – konkret: Formen und Wörter - hergestellt werden, und damit die Konstrukte selbst können verschieden sein, nicht jedoch die Tätigkeit des Bauens und Herstellens der Konstrukte, diese bleibt immer gleich, ist immer nur Modifikation. Diejenige Modifikation, die Formen erzeugt, also die formenbildende, nenne ich formale Modifikation, diejenige Modifikation, aus der neue Wörter hervorgehen, also die wortbildende, nenne ich lexale Modifikation. Da, wie wir oben gesehen haben, Wörter lexikalischer oder grammatischer Natur sein können, d.h. im Lexikon oder in der Grammatik untergebracht werden und beheimatet sein können, wäre die lexale Modifikation noch zusätzlich in die lexiko-lexale und die grammatiko-lexale Modifikation zu unterteilen. Damit wäre die Bezeichnung „Modifikation“ nicht mehr in dem Sinne, wie sie üblicherweise gehandhabt wird, als nicht-wortartändernde Derivation aufzufassen, die der wortartverändernden Transposition gegenübertritt, sondern die Modifikation wäre der Transposition übergeordnet, wobei letztere als – wortartändernder - Teilbereich der lexiko-lexalen Modifikation, also jener Art von morphologischer Veränderung, die seinerzeit von DOKULIL (1962) als Mutation bezeichnet wurde, zu gelten hätte.

In diesem Zusammenhang drängt es sich geradezu auf, mit einem weiteren Missstand aufzuräumen bzw. eine weitere Fehleinschätzung zu korrigieren. Ebenso wenig wie sich Phoneme als die kleinsten bedeutungsunterscheidenden Einheiten der Sprache definieren lassen, lassen sich Morpheme als die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten der Sprache

festschreiben. Wie bereits Franciszek GRUCZA in seiner Habilitationsschrift aus dem Jahre 1970 frühzeitig erkannt und klargestellt hat, sind Phoneme die kleinsten konstituierenden Teilchen der Sprache, d.h. ihre Aufgabe besteht in erster Linie und vor allem darin, Einheiten höherer Ordnung wie Wörter und Morpheme zu erzeugen, hinter der ihre bedeutungsdifferenzierende Eigenschaft deutlich zurücksteht und höchstens als deren Nebenprodukt bzw. Begleiterscheinung angesehen werden kann. Morpheme hingegen sind als die kleinsten modifizierenden Einheiten der Sprache, also solche, die Wörter entweder zu neuen Wörtern oder zu Formen von Wörtern modifizieren, einzuordnen. Die Annahme, dass sie stets als Bedeutungsträger auftreten, ist schlicht und ergreifend irrig und lässt sich leicht durch das Vorhandensein zahlreicher Fälle, in denen Morpheme eine grammatiko-lexale Modifikation herbeiführen und dabei vollkommen bedeutungslos sind, widerlegen – man denke etwa erneut an das schon viel zitierte Partizip II im Deutschen, das dann, wenn es zur Bildung der zusammengesetzten Zeiten verwendet wird, gegenüber dem Infinitiv keine zusätzliche Bedeutung beifügt, oder an die morphologischen Varianten des Wortes für „zwei“ im Polnischen *dwa, dwaj, dwie, dwoje*, wo ebenfalls mit den morphologischen Veränderungen, den von mir fortan so genannten grammatiko-lexalen Modifikationen, keinerlei Bedeutungsveränderungen einhergehen.

Streszczenie

Fleksja i derywacja czy modyfikacja?

Niniejszy artykuł poświęcony jest problematyce fleksji i derywacji i ich stosunku do leksyki i gramatyki. Pierwsza część traktuje o kryteriach gramatyczności i pokazuje, że kwestia, czy dana jednostka należy do gramatyki, zależy ani od obligatoryjności, ani od regularności i przewidywalności, ani od mechanizmu tworzenia, lecz tylko i wyłącznie od tożsamości semantycznej między formą podstawową a formą tworzoną, co sprawia, że gramatyczność nie ogranicza się do form fleksyjnych, lecz obejmuje też formy derywacyjne. W drugiej części autor udowadnia na przykładzie języka angielskiego, że tak naprawdę nie można mówić o dwóch różnych procesach tworzenia jednostek gramatycznych, czyli fleksji i derywacji, że dokonanie zmian morfologicznych za pomocą morfem sprowadza się do jednego procesu tworzenia, a mianowicie modyfikacji, przy czym z procesu modyfikacji

powstają różne produkty, raz formy a raz słowa, innymi słowy: nie ma fleksji i derywacji, jest tylko modyfikacja dwóch rodzajów, modyfikacja formotwórcza i modyfikacja słowotwórcza.

Literatur

- BHATT, C. (1991). *Einführung in die Morphologie*. Hürth-Efferen: Gabel.
- BONDARKO, A.V. (1995). *Die Semantik des Verbalaspekts im Russischen*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- BOOIJ, G.E. (2000). Inflection and derivation. In: Booij, G.E./Lehmann, C./Mugdan, J./Skopeteas, S. (Hgg.) *Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. 1. Halbband*. Berlin/New York: de Gruyter. 360-369.
- DOKULIL, M. (1962) *Tvoření slov v češtině. 1. Teorie odvozování slov*. Praha: Československá Akademie Věd.
- DRESSLER, W.U. (1989). Prototypical differences between inflection and derivation. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 42. 3-10.
- EISENBERG, P. (2004). *Grundriß der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- ERBEN, J. (1993). *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre*. Berlin: Schmidt.
- FLEISCHER, W. (1975). *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer.
- FLEISCHER, W./BARZ, I. (1992). *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer.
- GLÜCK, H. [Hg.] (1993). *Lexikon Sprache*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- GREBE, P. (1973). *Der große Duden – Band vier – Grammatik, unentbehrlich für richtiges Deutsch*. Mannheim: Duden Verlag.
- GRUCZA, F. (1970). *Sprachliche Diakrise im Bereich der Ausdrucksebene des Deutschen*. Poznań: Państwowe Wydawnictwo Naukowe.
- HASPELMATH, M. (2002). *Understanding morphology*. London: Arnold.
- HENZEN, W. (1965). *Deutsche Wortbildung*. Tübingen: Niemeyer.
- KERN, P.C./ZUTT, H. (1977). *Geschichte des deutschen Flexionssystems*. Tübingen: Niemeyer.
- KÜHNHOLD, I./WELLMANN, H. (1973). *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache: Das Verb*. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.

- LEHMANN, C. (2002). New reflections on grammaticalization and lexicalization. In: Wischer, I./Diewald, G. (Hgg.) *New reflections on grammaticalization*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins. 1-18.
- LEHMANN, V. (1997). Der Aspekt – wie lexikalische Kategorien grammatische Funktionen motivieren. In: Kosta, P./Mann, E. (Hgg.) *Slavistische Linguistik 1996*. München: Otto Sagner. 137-154.
- LEHMANN, V. (2003). Grammatische Derivation. Aspekt, Genus verbi, Komparation, Partizip und andere Phänomene zwischen Flexion und Wortbildung. In: Berger, T./Gutschmidt, K. (Hgg.) *Funktionale Beschreibung slavischer Sprachen. Beiträge zum XIII. Internationalen Slavistenkongress in Ljubljana*. München: Otto Sagner. 139-162.
- LEWANDOWSKI, T. (1994). *Linguistisches Wörterbuch*. Heidelberg/Wiesbaden: Quelle & Meyer.
- LÜHR, R. (1993). *Neuhochdeutsch*. München: Wilhelm Fink.
- MATTHEWS, P.H. (1974). *Morphology*. Cambridge: University Press.
- MENDE, J. (1999). Derivation und Reinterpretation. Die Grammatikalisierung des russischen Aspekts. In: Anstatt, T. (Hg.) *Entwicklungen in slavischen Sprachen*. München: Otto Sagner. 285-325.
- NAUMANN, B. (1986). *Einführung in die Wortbildungslehre des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- PLANK, F. (1981). *Morphologische (Ir-)Regularitäten. Aspekte der Wortstrukturtheorie*. Tübingen: Niemeyer.
- PLUNGIAN, V.A. (2000). *Obščaja morfologija: Vvedenie v problematiku*. Moskva: Editorial URSS.
- SCHWENK, H.-J. (2008). Imperfektivum und Perfektivum im Slavischen (am Beispiel des Polnischen): zwei Seiten einer Medaille? In: *Kwartalnik Neofilologiczny* 1. 9-21.
- SCHWENK, H.-J. (2010). Lexikalität und Grammatikalität. Versuch einer Grenzmarkierung. In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 20.1. 35-56.
- VATER, H. (2002). *Einführung in die Sprachwissenschaft*. München: Wilhelm Fink.
- VOLMERT, J. (1995). *Grundkurs Sprachwissenschaft*. München: Wilhelm Fink.
- WURZEL, W.U. (1996). On the similarities and differences between inflectional and derivational morphology. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 49. 267-279.